

Westen einfach oder retour?

Drei junge Männer studieren zusammen Medizin in Beirut am Syrian Protestant College. Amerikanische Protestanten haben die Schule 1866 gegründet (ab 1920 wird sie American University in Beirut, AUB, heißen) und unterrichten darin. Aus familiären und universitären Gründen beschliessen sie, ihr Land zu verlassen, im Ausland ihr Studium fortzusetzen, danach aber wieder zurückzukehren, um als Ärzte ihrem Land zu dienen. Doch derjenige, der in die Vereinigten Staaten reist, seinem Vater folgend, kommt Jahre später tot zurück, und sein kurze Zeit unbeaufsichtigter Sarg wird vom Hafengelände in Beirut entwendet – von Medizinstudenten, die, wie er selbst Jahre zuvor, bei der Anatomie an Leichenmangel leiden und diesen auf unkonventionelle Art beheben. Fürwahr, ein besonderer Dienst am Vaterland!

Lernen im Westen

Das ist die zentrale Episode im neuesten Roman des Libanesen Raschid al-Daif, *Tablât al-bahr* (Das Meer pflastern, d.h. Unmögliches tun), und diese Geschichte ist gleichzeitig die Variation eines der häufigsten Themen in der modernen arabischen Literatur: Student / Studentin aus traditionellem Milieu erhält Gelegenheit, irgendwo im Westen weiter zu studieren, in London, in Paris, in New York. Der Kulturschock ist – aus politischen, gesellschaftlichen, moralischen Gründen – enorm. Jahre später und beladen mit vielen Kenntnissen und Erfahrungen muss sich die Person entscheiden, ob sie im Land ihres Studiums bleiben oder nachhause zurückkehren will, ob sie auf immer das Heimweh an sich naget und die Verklärung der alten Heimat wachsen lassen will oder ob sie sich aus welchem Grund auch immer gedrängt fühlt, heim- oder jedenfalls ins Land der Herkunft zurück zu gehen. Eine solche „Heimkehr“ kann zum weiteren Schock gereichen. Die erworbenen Kenntnisse, die gemachten Erfahrungen lassen den Heimkehrer, die Heimkehrerin sich fremd fühlen im „eigenen“ Land, eine Fremdheit, die eine Neuanpassung zwingend macht oder, sofern sie nicht gelingt, zur Katastrophe führen kann.

Die Beispiele für diese Geschichte sind ebenso Legion wie ihre Varianten, seit Rifâ'a al-Tahtâwi, ein junger Ashar-Scheich, in den 1820er Jahren als Begleiter einer ägyptischen Studentengruppe nach Frankreich sein emblematisches Werk darüber verfasst hat, *Ein Muslim entdeckt Europa* (dt. 1988). Einige dieser Werke sind „Klassiker“ der arabischen Moderne geworden: Taha Hussains (1889-1973) Autobiografie *Die Tage III* (dt. *Weltbürger zwischen Kairo und Paris*, 1989), Jachja Hakkis (1905-1993) *Die Öllampe der Umm Haschim* (dt. 1981), sie beide Ägypter, oder Tajjib Salichs (1929-2009) *Zeit der Nordwanderung* (dt. 1998), er Sudanese.

Das in diesen Werken gezeichnete Bild des Westens fällt recht unterschiedlich aus. Vorbild im technisch-wissenschaftlich-organisatorischen Bereich, kein Vorbild im gesellschaftlich-moralisch-religiösen Bereich. So sauber konnte es al-Tahtâwi noch trennen. Anderen gelang das nicht (mehr) so sauber. Da sind die Trennlinien Ost-West schärfer geworden. Aus dem vorbildhaften technisch-wissenschaftlichen Bereich wurde das herzlos berechnende Kalkül, verbunden mit trostloser Gefühlskälte, der die tief empfundene Religiosität samt menschlicher Wärme des Ostens gegenüber gestellt wurde. *Usfûr min ash-sharq* (Ein Vögelchen aus dem

Orient) des Ägypters Taufik al-Hakim (1898-1987) ist ein „leuchtendes“ Beispiel für diese Haltung.

Bis zum Karikaturalen treibt das Alaa al-Aswani (geb. 1957) in seinem zweiten grossen Roman, *Chicago* (dt. 2008). Darin zeichnet er ein paar Ägypter an der medizinischen Fakultät der University of Illinois, Studenten und Professoren. Letztere, natürlich Beispiele des ägyptischen Braindrain, verkörpern verschiedene Haltungen ihrem Herkunftsland und den USA gegenüber. Einer erlebt gerade seine Midlifecrisis und beginnt, nachts im Keller seine alten, einst mitgebrachten Klamotten wieder anzuziehen und seine Freundin von vor Jahrzehnten anzurufen, weil das Heimweh an ihm nagt und er an Amerika kein gutes Haar mehr finden kann. Ein anderer versucht, innerlich und äusserlich amerikanischer als die Amerikaner zu werden und lässt an Ägypten kein gutes Haar. Ein dritter, zuhause diskriminiert als Kopte, leidet an Heimweh, doch alle seine Versuche, seiner Heimat zu helfen und zu dienen (durch wissenschaftliche Projekte und sogar kostenlose Arbeit an einem Krankenhaus) werden von einer korrupten Herrschaft und Verwaltung zurückgewiesen.

Fremd sein daheim

In der Gestalt dieses Arztes ist nichts mehr zu spüren vom warmen heimeligen Orient. Hier herrscht die Kritik an verkommenen Strukturen, verkörpert in neidischen Individuen und oft erhalten durch brutale Repression, die Menschen ins Ausland, ins Exil treibt und das eigene Land verarmen und verkümmern lässt. Hier ist nicht nur die westliche Zivilisation wegen ihrer Kenntnisse erstrebtes Ziel. Hier werden westliche Länder trotz aller Politik zum sicheren Hafen, die Reise dorthin eine Erlösung aus unterschiedlichen Formen des „Gefängnisses“. Der Erzähler in Driss Chraïbis (Marokko, 1926-2007) Kultroman der 1950er Jahre *Le Passé simple* nimmt Abschied von der paternalistisch engen Gesellschaft seiner Heimat. Die Figuren in Hamida Naanas (Syrien, geb. 1946) *Keine Räume mehr zum Träumen* (dt. 1994) sind Flüchtlinge aus verschiedenen arabischen Ländern, die in Paris nur ein geschwätziges Dasein fristen. In Abdalrahman Munifs (1933-2004) *Östlich des Mittelmeers* (dt. 1995) flüchtet die Hauptfigur nach längerem folterreichem Gefängnisaufenthalt nach Genf, doch der lange Arm der Geheimdienste reicht auch dorthin.

Der Westen ist aber nicht nur im Westen. Er wirkt auch tief in die Umgestaltung der Strukturen arabischer Länder. Modellhaft dafür ist schon Anfang der 1980er Jahre Sonallah Ibrahims (Ägypten, geb. 1937) Roman *Der Prüfungsausschuss* (dt. 1987). Der Erzähler, der es zu etwas bringen will im Leben, stellt sich einem Prüfungsausschuss, in dem auch ein „Blonder“ Einsitz hat, und er erzählt von seinen Kenntnissen über Handel und Wandel in der Welt: dass man früher in Ägypten zwar nur einen Autotyp hatte, diesen aber selbst gebaut hat, dass es jetzt dagegen viele ausländische Autotypen gibt, die fertig hergestellt, importiert werden; dass mit Beginn des Flaschenwasserimports die Qualität des heimischen Hahnenwassers immer schlechter wurde; dass „die Strasse zum Flughafen vollgestopft ist mit vielen Tafeln, die die verschiedenartigsten Namen tragen wie Philips, Toshiba, Gillette, Michelin, Shell, Kodak, Westinghouse, Ford, Nestlé, Marlboro“.

In einer hübschen Erzählung unterscheidet Salwa Bakr (geb. 1949) gar zwischen dem guten alten westlichen Kulturimport (Zeitung, Theater, Kino), zu dem das frisch verheiratete Paar, da die Stadt immer mehr verkommt, keinen Zugang mehr hat, und dem neuen geistlosen Konsumkrepel, für den sie sich statt dessen interessieren, der jedoch nur dem Status dient und mit aggressiven Methoden dem Menschen näher gebracht wird.

Aggressiv ist der Westen auch in Kriegen, die in der arabischen Welt unterstützt oder geführt werden. In palästinensischer Literatur wird der Westen nicht selten antagonistisch sichtbar in der Person israelischer Soldaten oder Siedler offensichtlich europäischer und amerikanischer Herkunft. In einigen irakischen Werken sind es amerikanische Waffen oder Soldaten, die das Bild des Westens verkörpern. Dann können mit den amerikanischen Truppen auch Personen irakischer Herkunft „zurück“ kommen, wie in Inaam Katschatschis (Irak, geb. 1952) Roman *al-Hafîda al-amrikânîya* (Die amerikanische Enkeltochter): Darin begleitet eine junge Frau, die mit ihrer Familie zehn Jahre zuvor in die USA ausgewandert ist, die amerikanischen Truppen als Dolmetscherin nach Bagdad. Dort wohnt von ihrer Familie nur noch die Grossmutter, der sie aber nicht erzählen kann, dass sie mit den „amerikanischen Aggressoren“ gekommen ist.

Doch bei allem Hin und Her, allem Auf und Ab in der Darstellung „des Westens“ in der modernen arabischen Literatur bleibt auch immer die Möglichkeit des augenzwinkernden Erzählens. Raschid al-Daifs eingangs erwähnter Roman tut das. Ebenso *Bâbâ Sartre* (Väterchen Sartre), das amüsante Portrait der irakischen Gesellschaft in den 1960er und 1970er Jahren von Ali Badr (geb. 1964). Die Hauptfigur darin, ein Junge, dann junger Mann aus besseren Kreisen, geht zum Studium nach Paris. Sein dürftiges Arbeitsethos und seine mangelnden Sprachkenntnisse erlauben ihm nie ein wirkliches Studium. Stattdessen interessiert er sich für die Bars und ehelicht schliesslich ein Barmädchen. Zurück in Bagdad gibt er sich als Schüler Sartres und seine Ehefrau gar als Cousine des französischen Philosophen aus. Sein folgendes Leben sonnt er sich bei seinen Kumpanen in diesem falschen Glanz einer sehr fernen Sonne.

Globalisierung und Identität

Nun sind globale Entwicklungen und ihre Interpretationen nicht stehen geblieben: Es gibt nicht nur Samuel Huntingtons Vorstellung vom Clash der Zivilisationen, von den gegeneinander abgegrenzten religiös-kulturellen Welträumen, oder die Vorstellung vom „neuen Limes“ (Jean-Christophe Rufin) zwischen *dem* Norden und *dem* Süden, zwischen den Fettwänstigen und den Habenichtsen. Nicht nur, weil gewisse arabische Kreise oder Staaten zu den Wohlhabenden gehören, sondern besonders, weil Waren, Werte und Wahrnehmungen im Rahmen der so genannten Globalisierung und mithilfe der Fortschritte im Kommunikationsbereich eine weltweite Ausbreitung und Durchmischung erleben, auch wenn dieser manches ethno-nationalistische Denken und Handeln zu widersprechen scheint.

Hier hat inzwischen eine literarische Verarbeitung eingesetzt, die sicher in den kommenden Jahren und Jahrzehnten die Thematik vieler arabischer Literaturwerke bestimmen wird. Handlungen und beteiligte Personen verteilen sich immer weiter über den Globus. Sie bedienen sich international verteilter Waren und Instrumente, und die schon genannte, einst

verbreitete Wertung, hier Orient, das heisst tiefes, echtes Gefühl, dort Okzident, das heisst schnödes Mammondenken, wird seltener. Globale Verwicklungen jedweder Art werden häufiger.

Unter den Trümmern des durch einen Anschlag zerstörten ägyptischen Konsulats in Chartum (Sudan) in Eseddin Schukris (Ezzedine Choukry; Ägypten, geb. 1966) Roman *Ghurfat al-`inâya al-murakkaza* (Intensivstation) sind vier Personen eingeschlossen. Ihre Überlegungen und Erinnerungen offenbaren ein Netzwerk von Verflechtungen zwischen nationaler ägyptischer Politik, internationalen Beziehungen und globalem Terrorismus. Der in Frankreich beim Studium vermutete Sohn wird den Eltern plötzlich als tot gemeldet: gefallen als al-Qâida-Kämpfer in Afghanistan. Sein Urgrossvater mütterlicherseits war, im Roman des Marokkaners Muhammad al-Aschari (geb. 1951) *al-Qaus wal-farrâsha* (Bogen und Schmetterling), nach dem Ersten Weltkrieg als deutscher Kriegsgefangener an Ausgrabungen in der Römerstadt Volubilis (Marokko) beteiligt.

Dass mit dieser Globalisierung der Wirtschaft, der Politik und des Konsums die Entwicklung der oft durch traditionelles religiöses Empfinden bestimmten Werte nicht immer Schritt halten kann, zeigen, nicht selten ironisierend, besonders jüngere Autoren und Autorinnen.

Ihre „Always“-Monatsbinden lässt sich die Cousine der Erzählerin in *Dâ`iman Coca Cola* (Ständig Coca Cola) der jungen Libanesin Alexandra Schraitach (geb. 1987) von ihrem zehnjährigen Söhnchen kaufen. Der Grund? Sie schäme sich vor dem männlichen Verkaufspersonal, wenn sie „so was“ auf das Rollband an der Kasse lege.

Doch auch die Suche nach ethnisch-nationaler Identität als Waffe gegen diese globalisierenden, gleichmacherischen(?) Tendenzen ist sichtbar: als Anhängung an die antike Mittelmeergeschichte oder als Beschwörung der eigenen alten Historie.

Der genannte al-Aschari lässt den Grossvater des gefallenen Studenten in Volubilis als Fremdenführer vor Touristen die Grösse Marokkos zu römischer Zeit darlegen. Und ganz deutlich wird diese Tendenz in *Yaum ghâ`im fi l-barr al-gharbi* (Ein verhangener Tag am Westufer) des Ägypters Muhammad al-Mansi Kindil (geb. 1949). Gezeigt wird in diesem historischen Roman einerseits der damalige britische Verantwortliche, Lord Cromer, ein Mann, dem wir ungeheuer abschätziges Klischees über die Bevölkerung des Niltals „verdanken“. Gezeigt wird aber auch Howard Carter, der junge, enthusiastische Engländer, der, finanziert von britischen Ägyptophilen, im Jahre 1922 das Grab des Tutanchamon entdeckt. Und diesem ist ein langer Exkurs gewidmet, als einer der Wurzeln ägyptischer Identität.

Dass ein Mann wie der bekannte oppositionelle Journalist Ibrahim Issa (Eissa) in der ägyptischen Revolte vom Beginn dieses Jahres eine Anknüpfung an „7000 Jahre der Zivilisation“ sieht, weist in auch in diese Richtung. Dass ein Schriftsteller wie Jussuf Racha (Rakha) dieses historisierende Raisonement vehement zurückweist – es sei ein Diskurs im Stil des alten Regimes und die Pharaonen hätten nun mit 2011 gar nichts zu tun –, genau in die entgegen gesetzte.

Hartmut Fähndrich, Dezember 2011